

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 159.

Dienstag, 11. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(21. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

In der Domkirche zu Lübeck war nachmittägliches Orgellkonzert.

Während die letzten, mächtigen, rauschenden Akkorde im Nachspiel verklungen, strömte die Menge der Konzertbesucher aus dem Mittelschiff der Kirche durch die wundervoll altzeitliche Vorhalle, das sogenannte „Paradies“ ins Freie.

Der kurze Winternachmittag war bereits in den Abend übergegangen.

Der erste Schnee im Jahr deckte dünn und schlüpfrig die Straßen. Die Anlagen am Wasser bei der Domkirche waren dicht bereift.

Henrika dy Santos zog ihren Schleier fester um ihr Gesicht und schlug den Fragen ihres Persianerjackets hoch. Sie hatte heute einen freien Abend, und es hatte sie dazu getrieben, allein zu sein, um in der Stille nachzudenken — über Vergangenheit — Gegenwart und Zukunft. . . . Ach, es verlohnte sich vielleicht nicht, über die Zukunft nachzugrübeln — im Leben kam gewöhnlich doch alles ganz anders, als wie man es sich ausgemalt hatte, kam, wie es kommen mußte. Für Henrika hatte es eine Zeit gegeben, wo sie sich mit zusammengebißenen Zähnen gelagt hatte: „Durch um jeden Preis!“ Wo sie, ohne zu zaudern, ihr Schicksal mutig in ihre eigene Hand genommen hatte. So gut es Hans, der arme, liebe Mensch, dessen einsames Grab drüben überm Weltmeer lag, es mit ihr, seiner kindlichen Braut, gemeint hatte, so redlich seine Verwandten den guten Willen gezeigt, auch nach seinem Tode sich ihrer weiterhin anzunehmen — sie hatte sich die Schwingen wundgestoßen in dem Käfig, in den man sie in bester Absicht gesetzt hatte.

Mit welcher Wonne hatte sie die ersehnte Freiheit begrüßt! . . . Wie hatte sie gearbeitet, unermüdlich gelernt, um dann überraschend schnell auf jener wundervollen Simmelsleiter zu stehen, auf der es aufwärts geht zu den Höhen der Kunst. Seine hatte sich als ein treuer Freund gezeigt: er hatte ihr, dank seiner Verbindungen und Erfahrungen, die sein steigender Stern am Kunsthimmel ihm verschafft, nach Möglichkeit die Wege geebnet, und Frau Amalie Schimmelbed, die für alles, was mit den Brettern, die die Welt bedeuten, zusammenhing, eine fast lächerlich inbrünstige Verehrung und Anhänglichkeit besaß, hatte Henrika dy Santos in ihr Herz geschlossen, als wäre das junge, alleinstehende Mädchen ihr leibliches Kind.

Eine Zeit hindurch hatte Henrika gemeint, vorderhand wünschlos zu sein; sie gefiel dem Publikum, ihre Zurückhaltung schuf ihr zwar keine Freunde, aber auch keine Feinde unter ihren Kollegen. Es war ihr allerdings ein Schmerz, daß ihre Stimme, so süß und wohlklingend sie auch war, nicht für die Oper ausreichte. Doch die Operette bot ihr ja ein weites Feld, ihr Können zu entfalten, und sie nahm es außerordentlich ernst mit ihrer Kunst.

Wenn sie vor ihrem Ankleidespiegel stand und der ihr sagte, wie schön sie war, wenn bewundernde Blicke

es ihr verrieten, dann dachte sie bisweilen: „Wenn Fred Delarue mich jetzt sehen könnte, Fred, dieser hochmütige Mensch, der sich meiner so sehr geschämt hatte, als er mich über das Weltmeer hierher auf deutschen Boden brachte.“ Doch was ging sie Fred Delarue an? Er war aus ihrem Leben ausgeschaltet — so hatte sie mit einem unwillkürlichen, befreiten Aufatmen immer gedacht, und nun trat er aufs neue drohend wie ein Gespenst in ihr Dasein. — Er war Harald von Strodtmanns Bruder, das wußte sie erst seit kurzem, hatte es zufällig gehört und es hatte ihr einen Stich ins Herz gegeben. . . . Sie hatte bisher immer geglaubt, daß der Köhnstädtsche Volontär, der sie so beharrlich mit seinen Blumenpenden und seiner Verehrung verfolgte, ein entfernter Verwandter der Baronin Strodtmann in Berlin sei.

So sehr sie auch dagegen ankämpfte — sie konnte sich auf die Dauer dem Zauber, der von Haralds gewinnender Persönlichkeit ausging, nicht entziehen. Sein geduldiges Werben um einen flüchtigen Gruß, einen freundlichen Blick von ihr hatte für sie etwas Rührendes.

Aber wohin sollte es führen? . . .

Haralds stolze Mutter, und vor allem sein Stiefbruder, würden niemals in eine Verbindung zwischen ihm und ihr willigen.

In den Anlagen war es um diese abendliche Stunde menschenleer. Die bereiften Bäume und Büsche sahen im dicken, flockigen Raureif unwahrscheinlich wie Gebilde einer fremden, sagenhaften Welt aus.

Henrika blieb stehen und ging dann langsamen Schrittes den Weg, den sie gekommen war, zurück — sie sah plötzlich, wie jemand eine der schmalen Gassen entlangeilte. Man nannte diese Gasse seit undenklichen Zeiten das „Fegefeuer“. Wer, verfolgt, diese Gasse entlangelaufen und die Portika der Domkirche, die stets offengestanden, das „Paradies“ erreicht hatte, dem hatte die alte ehrwürdige Domkirche vor Not und Tod ein Asyl geboten.

Harald von Strodtmann stand vor Henrika und zog seinen Hut.

„Direkt aus dem Fegefeuer“, sagte er schnell atmend, und nahm die Haden zusammen, so, als mache er einem Vorgesetzten eine dienstliche Meldung.

„Daß Sie die Kassen nie lassen können, Herr von Strodtmann.“

Es sollte abweisend und kühl klingen, aber es lag ein helles, heimliches Aufjauchzen in Henrikas Stimme. „Welche mich gehoramt zur Stelle — im Paradiese“, schloß Harald. „Endlich!“

Es klang alles scherzend, aber es war ein Unterton in seiner Stimme, der Henrika ans Herz griff.

Sie wußte es — dieser hier würde nicht von ihr lassen, und wenn er ihr durch Feuer und Wasser folgen mußte.

Armer — armer — geliebter Junge, wo sollte das hinaus? . . . Es konnte ja nichts werden mit ihnen beiden — es ging nicht — sie mußten verständig sein,

sich in guter Freundschaft trennen, bevor die Liebe in hellen Flammen über ihren beiden jungen Häuptern zusammenschlug.

Es war nicht zu vermeiden — sie, Henrika, mußte mit ihm reden, mußte ihn zur Vernunft bringen, mußte ihm klaren Wein einschenken, ihm sagen, wer sie war, ein ehemaliges Bettelgeschöpf, des verstorbenen Hans Grönings Braut aus Kanada. Den Grönings war sie noch lange nicht gut genug gewesen als Schwiegertochter und Schwägerin, seine, Haralds Mutter würde niemals dazwischen willigen, Henrika dy Santos, die Operettenfängerin, als Tochter zu begrüßen. Ach — und erst Fred — Fred Delarue, der würde, wenn es sein mußte, nicht davor zurückschrecken, seinen Stiefbruder für unzurechnungsfähig erklären zu lassen, um eine Verbindung zwischen ihm und ihr, der Großtochter eines herabgekommenen Glücksuchers aus Kanada, zu verhindern. „Lieber, lieber Harald“, dachte sie zweifelt, „es geht ja wirklich nicht . . .“

Wie lange die beiden am Wasser auf und nieder gegangen waren, durch den dünnen Schnee, der unter ihren Schritten zerfiel und zerrann, das wußten sie nachher nicht zu sagen.

Ein flüchtiger Wind hatte sich inzwischen aufgemacht, der den Reif von den Bäumen herabsagte.

Kauwind war es — ein übermütiger, losender Gefelle.

„Ob dein Großvater ein Abenteurer gewesen ist oder ein Herzog, das ist in meinen Augen ganz gleich — ich liebe dich, Henrika, liebe dich! . . . Henrika dy Santos — wie wunderhübsch ist in meinen Augen dein Name — er klingt wie die Überschrift zu einer alten, echt romantischen Ballade — du selber bist ja wie ein Gedicht — die einst Troubadours zur Laute gesungen haben: weich gleitend, und dann aufschauend in heller, heißer Lebensfreude. Meine — meine Henrika, nun lasse ich dich nicht mehr, wo ich weiß, daß du mich wiederliebst.“

Hatte sie ihm das wirklich gesagt? Sie erschrak bei dem Gedanken. . . . Und dann jauchzte alles in ihr auf. . . . Ja — ja, tausendmal ja, sie, Henrika dy Santos, die doch täglich Komödie spielte, wenn sie ihre Liebeslieder vor dem Theaterpublikum sang, hatte nun aus vollster Seele ihre Liebe bekannt, hier drunten am stillen Wasser, wo die Domkirche groß und massig und dunkel gen Himmel ragte, eine stumme Zeugin dieses Liebeschwurs.

Harald Strodtmann preßte den Arm seiner Braut an seine Brust. „Sei ruhig, mein Liebling, ich büрге für alles. Ich setze bei den Meinen alles durch. Bei meiner Mutter jedenfalls. Meinem Stiefbruder bin ich keine Rechenschaft über meine Handlungsweise schuldig. Ich habe den kaufmännischen Beruf nur widerstrebend ergriffen. Ich bin froh, ihn aufzugeben. Wir ziehen beide in die Welt hinaus, irgend wohin, wo uns niemand kennt, wo wir auf niemand Rücksichten zu nehmen brauchen.“

„Nein“, widersprach Henrika fest, „auf keinen Fall. Um einen solchen Preis will ich nicht an deiner Seite glücklich werden. Du hast den Deinen gegenüber Pflichten, die darfst du um meinetwillen nicht so ohne weiteres über Bord werfen. Höre mich an: leicht wird es mir nicht, meinen Beruf aufzugeben, denn ich habe ihn lieb, aber dich, Harald, lieb' ich noch viel mehr, aber früher will und kann ich nicht deine Frau werden, als bis deine Mutter und dein — Bruder mich willkommen heißen haben.“

„Sie werden es.“

„Sei nicht so zuversichtlich. Ihnen geht die Tradition in der Familie über alles. Nach Ansicht meines Bruders gehöre ich nicht in eure Kreise. Mit unserm spielt man nur, aber man heiratet keine Theaterprinzessin. So, das weiß ich, lautet das Glaubensbekenntnis meines Bruders. Und ich“ — Henrika warf ihren Kopf zurück — „habe auch meinen Stolz.“

„Du urteilst viel zu hart über Fred, du kennst ihn nicht, Henrika.“

„Doch — ich kenne ihn, sonst würde ich nicht so reden.“

„Wollen wir abwarten, Liebling, wer von uns beiden recht behält. Wer sollte dich nicht lieb gewinnen, der dich kennt, Henrika!“

Er streifte im Gehen ihren wildledernen Handschuh halb ab und küßte ihre Hand, die auf seinem Arm lag.

„Würde ich dich wohl gebeten haben, mir dein Schicksal anzuvertrauen, meine geliebte Frau zu werden, wenn ich dich nicht ebenso hoch stellen würde wie meine Mutter? Es gibt keinen höheren Vergleich für mich. Und du wirst sehen, wie gütig und wie klug sie ist. Daß sie bestimmte traditionelle Ansichten hat, darf man ihr nicht verdenken, denn sie ist im Rahmen dieser Anschauungen alt geworden. Aber sie wird sich mir zu Liebe über alles hinwegsetzen. Noch vierzehn Tage, dann muß ich auf Weihnachtsurlaub nach Berlin — ich sage muß — denn mir graut förmlich vor einer Trennung von dir, Henrika, nun, wo ich dich mir für das Leben gewonnen habe. In der Weihnachtszeit werde ich Gelegenheit finden, die Stimmung der Meinen zu sondieren. Im März feiern Löhnstädts Silberhochzeit, dann kommt meine Mutter nach Lübeck und dann — dann findet sich alles andere, Henrika, küße Henrika, dann dauert es nicht mehr lange und du wirst meine Frau.“

Ein paar Stunden später traf Harald Inmgard Löhnstädt in einer Gesellschaft.

„Sie haben solch helle, glitzrige Augen, Harald“, sagte die Konsulstochter, den Volontär ihres Vaters begrüßend, „Sie sehen überhaupt so aus, als hätten Sie die halbe Welt in Ihrer Tasche und blickten auf die übriggebliebene Hälfte so recht von oben herab.“

„Die halbe Welt? Nein — das ist mir zu wenig — dem Mutigen gehört die ganze Welt und der Himmel auf Erden dazu“, erwiderte Harald in derselben Tonart.

Er hätte seinen Herzensjubiläum am liebsten hier vor dieser glänzenden Gesellschaft, die sich unter dem Dach eines stolzen Patrizierhauses zusammengefunden hatte, die gleichsam eine einzige große Familie zu bilden schien, hinausrufen mögen:

„Seht her — hier steht einer, der mit keinem Großen der Erde tauschen würde — ein glücklicher Mann denn Henrika dy Santos ist seine Braut!“

„Sie lassen sich neuerdings ja so selten bei uns blicken, lieber Harald“, sagte Frau Konsul Löhnstädt mit einer mütterlich besorgten Note in ihrer Stimme. Sie hatte unlängst etwas davon läuten gehört, daß der junge Volontär wiederholt mit der Santen von der Operette zusammen gesehen worden war — zu zweien oder auch in Begleitung einer älteren, auffallend gekleideten Person, einer richtigen „Theatermutter“.

„Daß dem Strodtmann so etwas nicht unangenehm ist, er hat doch sonst solch ungeheuer ästhetische Ansichten, was den guten Geschmack anbetrifft“, dachte die Frau Konsul.

Harald war so eingenommen von Henrika, daß er über ihre Begleitung nie nachgedacht hatte. Er wußte außerdem, daß seine Braut die alte, in hunte, schreiende Farben gekleidete Frau innig liebte — das war ihm genug. Seine große Liebe zu Henrika hatte ihn ein gut Teil seiner früher sorgfältig gezüchteten Äußerlichkeiten abstreifen lassen. Diese Reizung, die ihn uneingeschränkt beherrschte, wirkte vertiefend und veredelnd auf sein ganzes Wesen. Nur im Geschäft glänzte er nach wie vor nicht — im Gegenteil — er vernachlässigte seine Obliegenheiten dort mehr als je zuvor. Er war fahrig und interesselos im Kontor, und der Konsul äußerte wiederholt in Inmgards Gegenwart zu seiner Frau: „Aus Strodtmann wird niemals ein auch nur annähernd guter Geschäftsmann. Der sollte lieber umfaheln. Ich will dem Fred bei nächster passender Gelegenheit mal offen Bescheid über seinen Bruder sagen. „Verlorene Liebesmühe“ ist es bei diesem Hans in allen Gassen.“

Die Frau Konsul begütigte. Sie betrachtete Harald schon halb und halb als verwandtschaftlich zum Hause Löhnstädt gehörig. Es war anzunehmen, daß Fred sich bei Gelegenheit der Silberhochzeit im Konsulhaufe Jrmgard erklären würde. Man erwartete im Löhnstädtischen Kreise stillschweigend die Verlobung. Doch Jrmgard selber hatte auch bei dem vorsichtigen Antippen der Mama nicht verraten, ob sie etwas für Fred Delarue übrig hatte.

„Aber“, dachte die Frau Konsul, „Jrmgard ist meine Tochter, sie weiß auch, was sie ihrer Stellung als Konsul Löhnstädt einziges Kind schuldig ist, und sie weiß, daß Fred eine glänzende Partie ist. Reich und klug, wenn auch ein bißchen zu sehr förmlich und kalt ist er — aber auf solche Naturen ist viel mehr Verlaß, als auf solch lebenswürdige Taugenichtse, wie Harald einer ist.“
(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Edel denken ist schwer, wenn man nur denkt, um Brot zu erwerben.
Rousseau.

Die Liebe geht durch den Magen.*)

In der ersten Zeit ihrer großen Verliebtheit, als er sie einmal gewaltsam an sich drückte, passierte es, daß sein Magen laut und herzlich knurrte.

Er war erschrocken, dachte: Lächerlich . . . und doch . . . gerade deshalb ist es ja . . . in diesem Augenblick . . . so tumm!

Ein teuflisches Geschick.

Er sah sie an und lächelte gequält; da sagte sie, ein bißchen überstürzt, aber resolut: „Hör nur — wie mir der Magen knurrt!“

Er wollte etwas sagen — man ist ja schließlich Manns genug — aber sie küßte ihn; da mußte er ja schweigen.

In diesem Augenblick knurrte sein Magen wieder — noch lauter als vorher.

Und sie?

Sie fuhr mit der einen Hand, erschrocken tuend, nach dem eigenen Magen, strich mit der andern über sein Gesicht und sagte: „Hörst du? Du hast mich doch zu fest gedrückt!“ Dann sah sie sich an und beide mußten lachen.

Und er nahm ihr Gesicht in seine Hände.

Wie groß hast du mich heute lieb? fragte er und zeigte, wie oft im Scherz, mit beiden Händen eine kleine, dann eine größere Entfernung an — „so . . . ? oder so?“

Sie sagte: „So groß wie die Welt!“

Es ging nicht gut in ihrem Leben.

Die Jahre waren verflogen — über tausend Hoffnungen und Enttäuschungen hinweg. Er hatte es zu nichts gebracht. Und war schon grau und müde. Aber was vor ihm lag — war wohl noch schlimmer.

Er hatte nichts mehr zu erwarten — nur das Ende. Und keiner war bei ihm.

Doch: Sie.

Sie war es, die nach jeder Enttäuschung, die ihn niederwarf, seine Hand faßte und mit ihrer tiefen klangvollen Stimme sagte: „Geh! — wer wird denn gleich . . . !“

Sie war es, die in seiner Gegenwart noch fröhlich war, wenn ihr die Tränen dicht im Halbe saßen. —

Eines Tages war das Schlimme da.

Es war so weit gekommen, daß sie nichts zu essen hatten. Er fand mit leeren Händen vor ihr da und sah sie an.

Sie fühlte, wenn ich diesmal aufrecht bleibe — dann kann es wohl nicht schwer sein, auch das Letzte zu ertagen! In diesem Augenblick knurrte ihr Magen so vernehmlich, daß der Mann erblaute und beide Hände vor die Augen hielt.

Da glitt ein unendlich zartes Lächeln über ihr Gesicht, und sie sagte:

„Ach . . . wie dein Magen knurrt!“

*) Aus dem soeben erschienenen lustigen Geschichtenbuch „Das Friedenssanatorium“ von Peter Echer (Verlag Reuß u. Jtto, Konstanz a. B.). In dreifarbigen Einband von R. Arnold.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wie die Russen Ostpreußen wieder aufbauen helfen. Den Besuchern und Schilderern des wiederaufstehenden Ostpreußens haftet als ein unvergeßlicher, häufig erwähnter Eindruck besonders das Bild der russischen Kriegsgefangenen in der Seele, die mithelfen müssen, wieder gut zu machen, was blinde Zerstörungswut ihrer Landsleute angerichtet. Diese Verwendung der kriegsgefangenen Russen beim Wiederaufbau der Provinz hat zu einer großzügigen Organisation ihrer Arbeit geführt, über die wir in dem soeben erschienenen vierten Heft der von E. Fischer in Berlin verlegten „Ostpreußischen Kriegshefte“ nach einem Berichte des Hauptmanns Kruchen in Stalluvönen eingehende Mitteilung erhalten. Gingen zunächst die Urteile über die Brauchbarkeit der Kriegsgefangenen weit auseinander, so hat man nach Vermeidung der zuerst gemachten Fehler in der Art ihrer Verwendung und Anleitung recht gute Erfahrungen mit ihnen gemacht. Der erste und wichtigste Grundsatz war, daß die Russen nicht einzeln, sondern in Gruppen arbeiten, und zwar von mindestens 20 Russen und 2 deutschen Wachleuten, welche letztere tüchtige Fachleute sein und kräftig mitarbeiten müssen. Dadurch, daß den Wachleuten wie den Gefangenen eine Arbeitszulage nach Maßgabe ihrer Leistungen gewährt wurde, sind sie an der Güte der Arbeit lebhaft interessiert, und die Russen erhalten einen Antrieb, sich emporzuarbeiten und vom gewöhnlichen Arbeiter zum Berufsarbeiter, wie Tischler, Schlosser, Glaser usw. aufzusteigen. Während die Gefangenen mit wenigen Ausnahmen zunächst nur als gewöhnliche Arbeiter verwendet wurden, haben viele von ihnen die Zeit ihrer Gefangenschaft ausgenutzt und sich unter Leitung und Belehrung der deutschen Arbeiter weiter ausgebildet. Militärische Kommandos geben der Zusammenarbeit Einheit und Beschleunigung, wie überhaupt die ganze Organisation nach militärischem Muster gestaltet ist. Das Beste leistet der Russe als Zimmermann, denn für diese Arbeit bringt er das meiste Verständnis und die größte Begabung mit. Die Kriegsgefangenen werden, wenn sie nicht im Freien arbeiten, in Hilfswerkstätten untergebracht, wo sie ebenfalls in Gruppen unter deutscher Anleitung und Bewachung tätig sind. Durch die Einrichtung dieser Hilfswerkstätten wird schneller, besser, billiger und auch schöner gearbeitet, da die militärische Disziplin und die Aufsicht geühter Fachleute günstig einwirkt. Ganz besondere Bedeutung aber gewinnt die so organisierte Gruppenarbeit der Russen für die Begründung von Handwerkergeroffenschaften, die bisher in Ostpreußen noch keinen festen Fuß zu fassen vermochte. Der einzelne Meister und überhaupt das Handwerk wird durch solche Hilfswerkstätten unterstützt, und nachdem die einzelnen Handwerksmeister die Vorzüge dieser Arbeitsweise erkannt haben, ist eine rege Benutzung dieser aus Kriegsgefangenen zusammengesezten Werkstätten zu beobachten. Umfassende und planmäßige Vorträge sind auch für die Unterkunft, Verpflegung und Bekleidung der Russen getroffen, die einheitlich durchgeführt werden. Größere Zentralgefangenenlager für 1000 bis 1500 Gefangene werden den Stätten angegliedert; sie waren hauptsächlich für die Ausräumungsarbeiten errichtet und müssen nun, nachdem die Verwendung der Russen zum Wiederaufbau in großem Maßstabe angestrebt wird, erweitert werden. Neben dem Hauptlager in der Kreisstadt werden kleine Kreislager an den Chausseen eingerichtet, damit die Leute mehr in der Nähe ihrer Arbeitsstätte sind. Das erste derartige Lager entstand bei Talsleben. Die Unterkunftsräume werden später einmal für andere Zwecke ausgenutzt werden können, und so wird schon jetzt auf die möglichst zweckmäßige Anlage dieser Bauten geachtet, so daß die Gebäude in massiver Ausführung später einmal als Wohngehöfte für Krieginvaliden, Beamtenhäuser usw., die Bauten in Holzfachwerk als Scheunen und Baracken dienen können. Der Bau dieser Lager untersteht einem besonderen Lagerarchitekten und wird in gemeinschaftlicher Arbeit mit der Landwirtschaftskammer unter Berücksichtigung aller praktischen und ästhetischen Forderungen durchgeführt. Die Organisation der Gefangenearbeit wird von den Militär- und Zivilbehörden zusammen geleitet, wobei die Auswahl eines jeden einzelnen geeigneten Gefangenen zu der für ihn

fassenden Arbeit notwendig ist. Im Regierungsbezirk Allenstein werden bereits 16 solche Kreislager nach dem gleichen System eingerichtet.

Die französische Stadt der Zukunft. „Von den Terrassen des Tuileriengartens, mit der Aussicht auf den Platz de la Concorde,“ so berichtet ein Mitarbeiter der „Daily Mail“ in einer Pariser Schilderung, „erklärt man lange Reihen von kleinen in den verschiedensten Hausformen errichteten Gebäuden. Sie leuchten in allen Farben, vor allem grün, gelb und blau, und geschmückt mit Fahnen und Blumen bilden sie das seltsame Bild einer Zwergstadt, deren Umrisse sich gegen den gewaltigen Block des Louvrebauwerks abzeichnen. Die Leute in der Rue de Rivoli bleiben stehen, bilden neugierige Haufen und erkundigen sich erstaunt, was diese merkwürdige Ansiedlung zu bedeuten habe. Auch ich dränge mich herbei und erhalte auf meine Frage die Antwort: „Es ist ein Modell der Städte, die nach dem Krieg wieder aufgebaut werden sollen, die französische Stadt der Zukunft.“ Tatsächlich haben die Franzosen, die andauernd ihre Pläne für die Zeit nach dem so heiß ersehnten Siege spinnen, inmitten von Paris eine Modellstadt aufgebaut, die zur Wiedherstellung der besetzten und wieder zu erobernden Gebiete Nordfrankreichs als Muster dienen sollen. Die kleine Ansiedlung in diesem Teil des Tuileriengartens stellt die Vorlage für Hunderte von Dörfern und Heimstätten dar, die auf dem Boden der jetzigen Kämpfe, der so schwer heimgesucht wurde, nach Friedensschluss neu aufgebaut werden sollen. Denn die Franzosen stehen vor dem alles weniger als leichten Problem, nach dem Krieg in möglichst kurzer Zeit die Bedürfnisse Tausender von Not und Geschützfeuer vertriebener Bürger wenigstens einigermaßen zu befriedigen. Diese Flüchtlinge leben in den verschiedensten Teilen Frankreichs, ihre Gesamtzahl beträgt nicht weniger als 700 000, die darauf warten, an die früher von ihnen bewohnten Ortschaften zurückzukehren. Da auch unter den Flüchtlingsfamilien die meisten Männer den Jahren entzogen sind, indem sie entweder gefangen genommen wurden oder in der französischen Armee dienen, besteht dieses Heer der Heimatlosen und ihres weiblichen Weibchen zum überwiegenden Teile aus Frauen und Kindern. Selbst wenn nicht mit der Rückgabe aller besetzten Gebiete zu rechnen wäre, so würde doch die Zahl der erforderlichen Neubauten hierdurch nicht geringer, da nach dem Kriege all diese Menschen ins Land gesetzt werden müssen, die von ihnen gegenwärtig aufgesuchten Zufluchtsort zu verlassen und wieder eigene Siedelungen zu beziehen. Darum wurden diese Modellhäuschen errichtet, die in möglichst einfacher Technik in vergrößertem Maßstabe massenweise hergestellt werden sollen, damit die Heimatlosen nach dem Kriege bald möglichst wieder ein Heim finden. Da sieht man kleine Bauernhäuser, Wohnhäuser, Amtsgebäude, Kirchen, Schulen, usw. Man erblickt eine kleine gotische Kirche ganz aus Holz, oder so ausgeführt, daß bei ihrem Bau das geringste Maß von Arbeit notwendig ist, indem die einzelnen Teile einfach wie zerlegbares Spielzeug aufgestellt und ineinander geschoben werden. Die meisten Modelle sind in dieser Art ausgearbeitet, damit die Originale später ohne Schwierigkeiten auch von alten Leuten, Frauen und Kindern errichtet werden können. Groß ist die Zahl der Dreizimmerhäuschen, die innerhalb einiger Stunden gebrauchsfähig aufzustellen sind. Die meisten Häuser sind aus Holz, einige auch aus Ziegeln und einer Zementmasse. Sie sind sämtlich zerlegbar und können überall ohne besondere Vorbereitungen und ohne langwierige Grundarbeit zusammengesetzt werden. Die einzelnen Teile sind auswechselbar, so daß man z. B. nach Belieben die Fensterfront nach Norden, Süden oder einer anderen Himmelsrichtung verlegen kann. Auch die Türen können nach Wunsch in jeder Mauer angebracht werden, und durch Bezug neuen Materials können die Häuser späterhin auf dieselbe Weise vergrößert werden. So können ganze Dörfer und Städtchen mit allem, was dazu gehört, fast über Nacht entstehen. Das ist die Stadt der Zukunft, nach der die Franzosen pilgern, die neueste Lebenswürdigkeit von Paris, bei deren Anblick die Bürger die Erfüllung von Hoffnungen träumen, von denen Frankreich heiß bewegt wird.

Schauspieler und Journalisten — die besten englischen Offiziere. Da für eine große Zahl der jetzt im Felde stehenden Engländer der Militärdienst etwas vollkommen Neues

ist, wird von verschiedenen Seiten die Frage aufgeworfen, aus welchen Zivilkreisen sich gegenwärtig die fähigsten englischen Offiziere rekrutieren. Nach der Meinung eines von einem Vertreter der „Daily Mail“ hierüber ausgefragten aktiven Rekrutierungsoffiziers haben die Schauspieler sich als Offiziere am tüchtigsten erwiesen. „Vor allem“ heißt es, „verstehen es die Schauspieler, die Befehle knapp und klar auszusprechen und sinngemäß militärisch das zu betonen, was im Augenblick gerade am wichtigsten ist. Auch sind sie sehr temperamentvoll und verstehen es, auf die Leute durch ihre charakterfeste Persönlichkeit einzuwirken. Überweisen Sie mir einen guten Schauspieler, und ich will mich verpflichten, aus ihm in kurzer Zeit einen tadellosen Offizier zu machen.“ Lehrer und Bureauangestellte werden mehr als Garnisonsoffiziere bevorzugt, am wenigsten haben sich im allgemeinen die Kaufleute als verwendbar erwiesen, da sie nicht mehr immer die erforderliche Anpassungsfähigkeit haben sollen. Ein Stabsoffizier wiederum ist der Ansicht, daß es im Kriege nicht nur auf strammes Befehlen, sondern auch auf scharfe Beobachtungsgabe ankomme. Nach seinen Erfahrungen zeichnen sich in dieser Beziehung die eingezogenen Journalisten am meisten aus.

Das Schicksal einer deutschen Kriegeransiedlung in Südafrika. Eine eigenartige deutsche Kriegeransiedlung in Südafrika, die bis zum Kriegsausbruch 1914 ihr Deutschtum treu bewahrte und deren gegenwärtige Lage unter der englischen Herrschaft uns mit Sorge erfüllen muß, schildert der Regierungspräsident Friedrich von Schwerin in einer großen Verhandlung über Kriegeransiedlung vergangener Zeiten, die er in der deutschen Monatschrift „Der Panther“ veröffentlicht. Während des Krimkrieges hatte die englische Regierung in der genugsam bekannten Absicht, das Blut ihrer Untertanen zu schonen, eine deutsche Legion gebildet und als nun der Krieg zu Ende war, wußte man nicht, wohn man mit diesen Kriegern sollte, die einzelne deutsche Staaten wieder aufnehmen sich weigerten. So entstand der Gedanke einer überseeischen Ansiedlung in Südafrika, wo mit den Kaffern damals erbitterte Kämpfe geführt wurden. Um die weisungsfähige weiße Mannschaft im Kaffernlande zu vermehren, wurde eine Art „Militärgrenze“ aus den deutschen Legionären gebildet. Im Herbst 1856 schifften sich etwa 2500 Deutsche, darunter mehr als 100 Offiziere, unter der Führung ihres Oberbefehlshabers, des Generals v. Stutterheim, nach dem fernen Lande ein. Mit englischen Mädchen waren noch schnell 203 Ehen geschlossen worden, doch entsprach die Zahl der Familienmitglieder der Legionäre — es waren 38 Offiziers- und 343 Soldatenfrauen sowie 175 Kinder — nicht die Erwartungen, die man in Kapstadt gehegt hatte. Auf langen Wärschen und Ochsenfahrten gelangten die Ansiedler in das für sie bestimmte Land, das ihnen durch sein ungesundes Klima und die ungünstigen Bodenverhältnisse zunächst eine bittere Enttäuschung bereitete. Auch hatten sie schwere Kämpfe mit den Kaffern zu bestehen. 1030 Soldaten und 31 Offiziere verließen 1858 wieder Südafrika, indem sie sich für das indische Heer anwerben ließen. Die anderen hatten bei der Siedlung einen schweren Stand, denn die englische Regierung hatte ihnen nicht genügend Land gegeben, und es fehlte an Frauen. Die Verhältnisse wurden erst besser, als es gelang, noch 2700 andere Deutsche in den Jahren 1857 bis 1859 als Kolonisten nach dem Kaffernland zu führen. Die neuen Siedler, die überwiegend Landarbeiter aus Nordostdeutschland waren, gingen eine enge Verbindung mit den Legionären ein, indem ihre heiratsfähigen Mädchen zahlreiche Ehen mit den Kriegern schlossen, und segensreich war das Wirken der Berliner evangelischen Mission, die das Deutschtum in dieser Militärkolonie aufrecht erhielt. 1857 gründete der Sergeant George aus Berlin die erste deutsche Zeitung: „Germania, Wochenblatt für die Militärkolonisten der britisch-deutschen Legion“. Seitdem blühte die Ansiedlung mehr und mehr auf. Ihre hohe Bedeutung für die Kolonisierung des Kaffernlandes haben englische Geschichtsschreiber rühmend anerkannt. „Werden die Siedler in der Flut des Angelsachsentums untergehen oder werden ihnen Möglichkeiten geboten werden können, in deutschen Kolonien in Afrika oder Europa eine neue Heimat zu gewinnen?“ fragt der Verfasser zum Schluß. „Dies sind Fragen, die Aufgaben in sich schließen, deren Lösung vorzubereiten zu den ernstesten Pflichten unserer Staatsmänner in diesem Kriege gehört.“